

Von Oliver Plaschka ist bereits folgender Titel erschienen:

Marco Polo. Bis ans Ende der Welt

Über den Autor:

Oliver Plaschka (* 1975 in Speyer) promovierte an der Universität Heidelberg und arbeitet als freier Autor und Übersetzer. *Fairwater* gewann 2008 den Deutschen Phantastik Preis für das beste Romandebüt. Es folgten *Die Magier von Montparnasse* und *Das Licht hinter den Wolken* bei Klett-Cotta sowie die historische Romanbiografie *Marco Polo* bei Droemer Knaur.

Der Autor lebt und arbeitet in Heidelberg.

Oliver Plaschka

FAIRWATER

KNAUR 

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»Fairwater oder die Spiegel des Herrn Bartholomew« bei Feder & Schwert.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de

Facebook: <https://www.facebook.com/KnaurFantasy/>

Instagram: @KnaurFantasy



Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Vollständige Taschenbuchausgabe April 2018

© 2007 Oliver Plaschka

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Guter Punkt, München

Coverabbildung: © Guter Punkt, Sarah Borchart
unter Verwendung von Motiven von Thinkstock

Innenteilabbildungen: Oliver Graute

Hintergrundbilder: jannoon028 und

rzarek / Shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52169-4

Vorwort zur überarbeiteten Neuauflage

Manche Orte lassen einen nicht los.

Fairwater ist ein solcher Ort.

Die erste Fassung dieses Buches entstand kurz nach der Jahrtausendwende, als ich für ein halbes Jahr nach England ging und dort ein altes Hobby wieder aufnahm: das Schreiben. Die Geschichte, mit der alles begann, war *Die Prinzessin von Shedir*, und die seltsamen Mitglieder ihres Hofstaates gingen mir nicht aus dem Kopf: Mandelblum. Lucia. Marvin. Ich beschloss, dass sie ihre eigenen Geschichten und eine Heimat benötigten. So entstand die Stadt Fairwater, in der jeder ein Geheimnis barg und niemand nur das war, was er oder sie vorgab zu sein.

Ich skizzierte sieben Kapitel, anfangs nicht mehr als Notizen zu Figuren und Stimmung. Stil und Genre waren bunt gemischt: von Märchen über Mystery bis zu Theater- und postmoderner Tagebuchform. Mittlerweile war ich wieder in Deutschland, aber im Geiste lebte ich in jener anderen Welt.

Im Frühjahr 2002 wanderte das Manuskript zunächst in meine Schublade. Es dauerte weitere fünf Jahre, bis ich das Schreiben schließlich professionalisierte und *Fairwater* dank der Mühen meiner jungen Agentur erstmals in kleiner Auflage erschien – beim Mannheimer Verlag Feder & Schwert, der sich gerade hin zu neuer Belletristik öffnete. In diesen fünf Jahren hatte ich den Text bereits mehrfach überarbeitet, mit Rechtschreibreformen gehadert, Kapitel gestrichen und wiederhergestellt, das Buch als Gegenwartsliteratur wie als Fantasy deklariert. Es ist das große Verdienst meiner Agentur und meines Verlages, dass sie nie den Glauben an einen Erfolg verloren.

Das Wunder vollzog sich im Folgejahr: 2008 gewann *Fairwater* den Deutschen Phantastik Preis. Ich sammelte Erfahrungen auf Lesungen und Buchmessen und fand wahrhaft fantastische

Unterstützer unter Kollegen wie Lesern, denen ich zu großem Dank verpflichtet bin – denn sie alle hielten diesen Kosmos, den ich acht Jahre zuvor geschaffen hatte, lebendig. Es war eine verrückte und aufregende Zeit, die beständig zu neuen Kontakten und schließlich auch zu neuen Büchern führte.

Parallel dazu trat *Fairwater* in den Hintergrund. Die aktuellen Projekte wurden wichtiger; zudem setzte der normale Prozess ein, dem alle Texte irgendwann anheimfallen: Wann immer ich das Buch aufschlug, entdeckte ich etwas, das ich lieber anders gesagt hätte.

Man sollte vorsichtig sein, was man sich wünscht.

2014 bot sich die Gelegenheit, den Text für eine späte E-Book-Ausgabe zu überarbeiten. Als ich mit dem Abstand von vierzehn Jahren wieder in ihn eintauchte, sah ich nur noch einen Schimmer der Magie, die ich einst hineinprojiziert hatte. Stattdessen sah ich: fragwürdige Formulierungen, eine Flut von Füllwörtern und verschlüsselte autobiografische Bezüge. Und ich sah mich selbst zu dieser Zeit: einen jungen, unerfahrenen Autor, der mit viel Rauch und Spiegeln seine Unsicherheit zu kaschieren versuchte, der noch weitgehend ohne Internet gearbeitet und seine Wissenslücken mit Versatzstücken aus Fernsehen und Kino gestopft hatte.

Nun stand ich vor der Wahl: ganz oder gar nicht. Entweder ich verdrängte, dieses Buch je verfasst zu haben, oder ich schrieb den kompletten Text um, Seite für Seite.

Die Arbeit zog sich über fast ein Jahr. Sie führte mich noch einmal an Orte zurück, die ich nie erwartet hätte, wiederzusehen, und ließ mich die eine oder andere lange nicht mehr gehörte CD aus dem Schrank nehmen. Am Ende aber blieb dieser Text, mit dem ich heute noch glücklich bin. Zwar erzählt er noch immer dieselbe Geschichte – doch auf kohärentere Art. Trotz einiger inhaltlicher Ergänzungen verlor er über viertausend Wörter (das ist gut fünfmal so viel wie dieses Vorwort). Redundante Satzteile wurden gestrichen, allzu mäandernde Passagen begrabigt. Im selben Zug gab ich mir Mühe, den Wiedererkennungsg-

wert der Figuren in den verschiedenen Geschichten zu erhöhen: sei es Cosmos Rabenmiene oder Sams Kauderwelsch. Mary wird im fünften Kapitel endlich beim Namen genannt, dafür ist Nicki nicht länger Andersens Tochter, was nie mehr als ein Fehler war. Jerry redet nicht mehr wie ein Abziehbild, und Mr. Bartholomew ist für den geneigten Leser klarer als dieselbe Figur zu erkennen, die unter anderem Namen auch im *Kristallpalast* und in den *Magiern von Montparnasse* auftritt.

Ich glaube, dass meine Sicht auf die Geschehnisse in Fairwater nun deutlicher hervortritt. Aus den losen Episoden wurden echte Kapitel, aus einer Kurzgeschichtensammlung ein Roman.

Unter den vielen Vergleichen, die wohlwollende Stimmen in den ersten Monaten nach Erscheinen des Buches zogen, waren die zu *Fool on the Hill* und *Twin Peaks* stets die schmeichelhaftesten. Ich möchte betonen, dass mir im Jahr 2000 beide Werke ein Begriff waren, ich sie aber weder gelesen noch gesehen hatte. (Wenn sich doch Parallelen zu David Lynchs Kosmos finden, so gebe ich dem Soundtrack Angelo Badalamenti die Schuld, welchen ich beim Schreiben oft hörte.)

Inzwischen ist *Twin Peaks* auf die Bildschirme zurückgekehrt. Und es erfüllt mich mit großer Freude, dass ich die überarbeitete Fassung meines Buches erstmals in gedruckter Form und mit der Unterstützung eines neuen Verlages präsentieren darf. Man verzeihe mir, dass das Figurenverzeichnis nun tatsächlich eine Hommage an Matt Ruffs Debüt – heute eins meiner Lieblingsbücher – darstellt. Es bietet einen leichtherzigeren Blick auf die Bewohner der Stadt; und vielleicht ist es genau diese Leichtigkeit, die zu finden ich fast zwei Jahrzehnte gebraucht habe.

Oliver Plaschka, Juli 2017

Inhalt

Dramatis Personae	11
I. Die Fairwater-Affäre	15
Ihre erste Beerdigung	15
Bilder aus Venedig	37
Glorias Stern	82
II. Lucias Spiegel	137
Die tausendfältige Einsamkeit	137
Mandelblum	146
Was im Keller war	159
III. Marvins Wahn	171
Die Menagerie	171
Zum letzten Tanz	186
Marvin alleine	206
IV. Das Silberschiff	225
Jasemys Festung	225
Das Licht an der Lethe	240
Das Dunkel im Regen	257
Zwischenspiel: Ein Leben	267
V. Herr Andersens wundersame Gabe	281
Eines Menschen Zeit, 1969	281
Das Schweigen der Geige, 1957–69	302
Wohin Wege nicht führen, 1937–69	319

VI. Die Prinzessin von Shedir	335
Das Einhorn	335
Stella	344
Der Alte Zoo	351
VII. Lysander	357
Aynas Geburtstag, 1978	357
Die Lifelight-Werke, 1957–78	366
Gedichte und Spiegel, 1987	384
Das Sanatorium, 1957–81	402
Gedichte und Spiegel, 1994	420
Die Prinzessin jenseits des Glases, 1986–93	436
»Shedar ... Shedar ...«, 1978–96	445
Epilog: Der Mann auf dem Hügel	465
Fairwater: Versuch einer Chronik	471

Dramatis Personae

Menschen:

Gloria (*1966) – eine Reporterin auf der Suche nach Wahrheit und alten Freunden.

Jeremiah »Jerry« Carter – ein aufrechter Taxifahrer.

Solomon Carter – Jerrys Vater. Lebt im Dachgeschoss der Bibliothek und sammelt Mysterien.

Lieutenant McCarthy – ein glückloser Polizist.

Mort – Barkeeper des *Einhorn* und Menschenfreund.

Der Hofstaat:

Stella van Bergen (*1961) – eine Prinzessin.

Marvin (*1960) – ein Barde und Kenner von Poesie.

Lucia (*1954) – Freundin Stellas, die in die Fußstapfen ihrer Großmutter tritt.

Lars Mandelblum – Jugendfreund Lucias, ein triebhafter Prophet.

Alice Chatelaine – eine weitere Prinzessin und Katze.

Sam Steed (*1929) – ein musikalisch begabter Stadtstreicher und Fuchs.

Mary (*1927) – eine ehemalige Schwester, die ihren Glauben verlor.

Johann Peregrin Andersen II. (*1913) – ein melancholischer Zaubergeiger.

JP alias Jean-Paul, Jase usw. – sieht aus wie ein französischer Schauspieler und gehört vielleicht nicht hierher.

Magier und Fantasien:

Cosmo van Bergen (*1940) – ein dunkler König und Rabe. Stellas Vater.

Mr. Bartholomew – ein undurchsichtiger Spiegelhändler.

Lysander Rilkist (*1963) – ein Waisenjunge mit vielen Gesichtern, aber keiner Figur.

Leland le Fay – ein Vampir aus dem alten Venedig.
Ayna (*1962) – eine Regenfee.

In Nebenrollen:

Howard (ein großer Tom-Waits-Fan), Madame Clara (eine rumänische Wahrsagerin), Lucias Großmutter (eine Autorin von Kinderbüchern), Pete (ein Konformist), Pauline (eine nette alte Dame), Marvins Mutter (eine Eule), Dr. Jones (ein Insekt), außerdem Zirkusleute, Bettler, Katzen, Engel, Therapeuten, Staatsdiener und Regendunkle.

*... ich werde zu einsam in der Schöpfung,
ich werde noch einsamer in ihren Wüsten;
die volle Welt ist groß, aber die leere ist noch größer,
und mit dem All wächst die Wüste.*

– Jean Paul, Der Komet



Die Fairwater-Affäre

ERSTES KAPITEL (1994)

In welchem wir die Chronistin Gloria zurück in die Stadt ihrer Kindheit begleiten und verfolgen, wie sie Licht ins Dunkel zu tragen versucht

*The mountain cuts off the town from view
Like a cancer growth is removed by skill
Let it be revealed
– Genesis, Firth of Fifth*

1. Ihre erste Beerdigung

Die Reporterin kam frisch aus D.C., und doch wirkte sie, als wäre sie an diesem Morgen lieber nicht aufgestanden und bereite sich geistig schon wieder auf ihre Abreise vor. Sie hatte nicht viel Gepäck dabei, und so staunte Jerry nicht schlecht, als er, noch mitten im Nirgendwo, mit seinem Taxi an ihr vorbeibrauste, die alte Gondel schlingernd zum Stehen brachte und wartete, ob sie wohl einsteigen mochte.

Sie wirkte nicht wie eine Geschäftsreisende und schon gar nicht wie ein Tramp. Ihre Kleidung war teuer und elegant, entsprach dabei jedoch dem gängigen Maß an Unvollkommenheit, das selbst die bedächtigen und schönheitsbewusstesten Frauen stets von ihren Zwillingsschwestern aus der Werbung unterscheiden würde. Ihr Gesicht war von einer Blässe, wie sie nur sehr reiche oder notorisch ungesund lebende Frauen kultivierten. Deplatziert und in völligem Konflikt zu ihrer Umgebung stand sie am Rande des staubigen Highways.

Der Name der Reporterin war Gloria. Sie hasste ihn. Sie hasste den ganzen verfluchten Tag und diese Reise. Grund mochte sein, dass ihr treuer Chevy gerade den Geist aufgegeben hatte, kaum dass sie die erste Ausfahrt auf sich hatte zukommen sehen. Vermutlich war ihm Tom Waits auf höchster Lautstärke nicht bekommen; Gloria selbst ertrug ihn nur selten und unter Widerwillen, aber es gab Zeiten, da es sich kaum vermeiden ließ, sich seiner Reibeisenstimme und deren raubeinigen Gossenmärchen hinzugeben. Seit Anthony sich von ihr getrennt hatte, war zweifellos eine solche Zeit angebrochen, und es schien mehr als angebracht, geschützt von einer schwarzen Sonnenbrille und einem Tuch über dem widerspenstigen roten Haar am Steuer eines vorsintflutlichen Cabriolets in die aufkommende Tageshitze zu rasen und dazu Tom Waits zu hören. Das Vorbild, dem sie hierbei folgte, war Andy Garcia; ihr Wagen aber, cineastisch ein glatter Reinfluss, hatte ihr einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Der Sommer in Maryland konnte eine unbarmherzige Angelegenheit sein – und schon für gewöhnlich hasste Gloria ihn ebenso sehr wie alles andere, was sie momentan hasste. Nachdem der Chevy also liegen geblieben war und sie sich abermals und nachdrücklich davon überzeugt hatte, dass sie von Autos nicht das Geringste verstand, hatte sie sich ihre Handtasche über die Schulter geworfen, eine Kopfschmerztablette geschluckt und war losgestieft; immer den trockenen, sengenden Streifen am Rande der Straße entlang, die ihr mit jeder Meilenmarke einen weiteren Grund lieferte, sich von Fairwater wegzuwünschen. Sechs oder sieben Meilen, weiter konnte es eigentlich kaum sein – eine teuer erkaufte Meile als Strafe für jedes Jahr, das sie in der Stadt verbracht hatte. Sie war so lange nicht mehr hier gewesen, dass sie sich nicht mehr an die Landschaft oder die Entfernungen erinnern konnte. Was für ein Morgen.

Sie reiste in die Stadt ihrer Kindheit, und sie war auf dem Weg zu ihrer ersten Beerdigung.

Das Taxi kam neben ihr zum Stehen, als sie sich gerade eine

L&M ansteckte und der Rauch eine weitere Welle Migräne durch ihre Schläfe sandte. Ein junger schwarzer Kerl in einem schwarzen ärmellosen Shirt saß am Steuer. Ein Strichmännchen an einem Strang baumelte auf dem Shirt von einer Brücke herab; *Visit our Venice* stand in einladenden Lettern über der Zeichnung. *One-way ticket will do*, stand in schmutzigem Graffiti-Stil darunter.

»Finden Sie den Spruch etwa lustig?«, fragte Gloria spröde und stieg auf der Rückbank ein, ehe der Fahrer etwas zum Besten geben konnte.

»Möchten Sie mit in die Stadt?«, fragte Jerry.

»Gibt es denn noch einen anderen Ort in der Nähe, den Sie empfehlen könnten?«, fragte Gloria.

»Schon gut«, meinte Jerry, wartete, bis sie die Tür zugeschlagen hatte, und trat auf das Gaspedal. Das Radio spielte etwas, das wie Cypress Hill oder vielleicht auch die Beastie Boys klang.

»Was haben Sie gegen mein Shirt?«

»Ein Freund«, entgegnete Gloria. »Er ist tot. Zufällig bin ich auf dem Weg zu seiner Beerdigung, und dann komme ich auch noch zu spät.«

»Oh«, grunzte Jerry betreten, aber ohne den Versuch, falsche Betroffenheit zu signalisieren. »Einer von diesen Selbstmördern, wie? Werden ja immer mehr. Können bald die ganze verdammte Stadt dichtmachen.«

»Keine Ahnung, woran er gestorben ist. Man hat seine Leiche nicht gefunden.«

»Woher wissen Sie dann, dass er tot ist?«

»Man geht davon aus.«

»Was beerdigen Sie denn dann, wenn ich fragen darf? Seine Klamotten? Ein Foto? Geatmete Luft?«

»Sie sagen es. Wollen Sie sich nicht vorstellen, wenn Sie mich schon vollquatschen?«

»Jerry«, grinste Jerry, wandte sich beim Fahren zu ihr um und drückte ihr kurz die Hand. »Eigentlich Jeremiah. Was für ein saublöder Name.«

»Da stimme ich Ihnen zu.«

Jerry warf ihr im Rückspiegel einen fragenden Blick zu.

»Meiner ist auch nicht viel besser. Hören Sie, wie viel macht es eigentlich in die Stadt runter? Nehmen Sie auch Kreditkarte?«

»Nun machen Sie sich mal nicht ins Hemd, Lady. Jerry wird das Kind schon schaukeln.«

»Wenn Jerry das sagt ...«

»Sie haben mir immer noch nicht gesagt, wie Sie heißen.«

Sie schwiegen eine ganze Weile. Gloria sah den Bäumen nach, die am Wagenfenster vorüberglitten. Das ganze Land schien unter der Hitze erstarrt wie ein Fakir, der sich nicht die Füße an den glühenden Kohlen verbrennen will, vor denen er von Publikum umzingelt steht. Sie hatte beinahe vergessen, wie hell und heiß Fairwater sein konnte. Die Stadt war in ihrer Erinnerung eine Aneinanderreihung dunkler Sternennächte und verlassen leuchtender Verkehrsampeln, Schatten von Pappeln hinter Straßenlaternen und schwarz plätschernde Flüsse. Ein modriger Geruch stieg ihr in die Nase, und sie fragte sich, ob er nur ihrer Einbildung entsprang.

»Riechen Sie das auch, Jerry?«

»Das ist nur der Creek«, sagte Jerry halb sprechend, halb singend und trommelte auf sein Lenkrad ein.

»Welcher?«

»Was weiß ich. Dahinten, sehen Sie? Zwischen den Bäumen. Muddy oder Ironbridge, würde ich sagen. Ist schwierig, wissen Sie? Sind Sie von hier? Hab Sie noch nie hier gesehen.«

»Müsste das nicht der Laughing Creek sein? Da habe ich häufig gespielt. Als Kind, meine ich.«

»Sie waren schon lange nicht mehr hier. Den Laughing Creek haben sie abgeschafft, vor beinahe zehn Jahren schon. Entwässert, Schluss, aus und vorbei, sie haben das Land gebraucht. Jetzt haben wir nur noch einen Mourning Creek.« Jerry grinste breit und sang wieder etwas Radio mit.

»Wer hat das Land denn gebraucht?«

»Keine Ahnung. Fabriken. Die Industrie wächst seit Jahren –

beachtlich, wenn man bedenkt, dass die Bevölkerungszahlen rückläufig sind und so und eigentlich alles immer beschissener wird, Demokraten hin oder her.«

»Sie kennen sich aus, was, Jerry?«

»Ich lebe hier. Es gibt nicht viel, womit man sich auskennen könnte. Man kriegt halt so einiges mit.«

»Ist es das da vorn?«

»Ja«, sagte Jerry, als sie eine weitere unscheinbare Ausfahrt von ihrer bereits unscheinbaren Straße nahmen und sich vor ihnen ein kleines flaches Tal auftat, im Westen von den Flanken mächtiger Berge geschützt und im Zentrum zersprungen wie altes Porzellan, zigmal geklebt von den silbernen Narben der Flüsse; unzählige Flüsse, von Brückenklammern gehalten, sodass sie nicht aufbrechen und bluten konnten. Ein paar alte Kirchtürme im Zentrum, Parks und Hotelanlagen, Wohnviertel, die Hügel mit ihren Holzhäusern und die mächtigen schlummernenden Leiber von Industriekomplexen, durcheinandergewürfelt wie Bauklötze in einem Kinderzimmer. Ihre Anordnung hatte etwas Krankhaftes, und zugleich wirkte sie seltsam beruhigend auf Gloria. Sie nahmen eine Biegung, und der berauschende Ausblick verschwand und kehrte nicht wieder.

»Das war Fairwater«, führte Jerry seinen Satz zu Ende und fuhr die sanften Serpentinaen hinunter ins Tal. »Sie sind also aus der Stadt? Wann waren Sie das letzte Mal hier?«

»Mit vierzehn. Für einen Sommer und einen Winter.«

»Und davor?«

»Mit sechs. Dann sind wir fortgezogen.«

»Ganze Weile, wenn Sie mich fragen.«

»Sind Sie immer so zuvorkommend zu Ihren Fahrgästen?«, fragte Gloria, und es sollte ein Scherz sein, aber wie üblich hörte man es aus ihrer missmutigen Stimme nicht heraus.

»So hab ich das nicht gemeint. Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Achtundzwanzig.«

»Haben Sie Familie in der Stadt?«

»Nein.«

»Freunde?«

»Ich hatte einen – einen.«

»Der, der jetzt tot ist?«

»Ja.«

»Hatten Sie was mit ihm?«

»So ungefähr. Ich war vierzehn.«

»Böse Geschichte, wenn Sie mich fragen. Sie fahren zurück in Ihre Vergangenheit, um der ... symbolischen Beerdigung eines Typen beizuwohnen, in den Sie mit vierzehn verknallt waren?«

»Ganz genau.«

»Und haben eine Panne kurz vor dem Ziel.« Jerry grinste.

»Sie sind ein schlaues Kerlchen, Jerry. Mögen Sie Tom Waits?«

»Nicht mein Fall. Aber ich kenne eine gute Werkstatt. Sollen wir Ihren Wagen gleich abschleppen lassen?«

»Ich weiß nicht. Kennen Sie auch ein Hotel?«

»Klar. Alle. Xanadu, Russell, Days Inn – was Sie wollen und zahlen können.«

»Ich habe nicht mehr viel Zeit, Jerry.«

»Wann ist denn die Beerdigung?«

»Um zehn.«

»Dann sollten wir uns besser beeilen«, meinte Jerry und schepperte über die Stadtgrenze. Neugierig presste Gloria die blasse Nase an die Scheibe und versuchte sich vorzustellen, sie wäre wieder ein kleines Mädchen und sähe all diese Geschäfte, Ecken und Häuser zum ersten Mal. Es gelang ihr nicht. Die Leute wirkten fremd und rätselhaft auf sie. Wie konnten sie nur leben an diesem Ort, der sich selbst erstickte in seiner Sonderlichkeit und Weltferne?

»Was denken Sie?«

»Sie haben immer noch diese blumigen Namen überall«, bemerkte Gloria und schüttelte den Kopf.

»Ja, die Leute spinnen alle. Sie wissen schon. Die Ufologen, die Geitheiler und die ganzen anderen Eso-Freaks. Sie machen Kneipen auf und nennen sie *Wayfarers' Guildhouse* oder Schuh-

geschäfte, die dann *Stonehenge* heißen, und dann machen sie Pleite und hopsen von einer der Brücken.«

»Klappt das denn?«

»Was, das mit den Brücken? Nun, Sie können natürlich drauf spekulieren, dass Sie sich den Kopf aufschlagen. Oder Sie sedieren sich vorher ordentlich mit Sungold und Crack oder sonst was. Oder Sie nehmen ein Seil zu Hilfe. Oder Sie trinken das Wasser. Irgendwas findet sich schon. Aber die meisten überleben, kommen in der Klinik wieder zu sich und gründen dann Selbsthilfegruppen und Seminarzentren. Viele heiraten.« Lenkradkurbelnd bog Jerry in eine andere Straße ab.

»Was sollte das mit dem Wasser?«

»Nicht gewusst? Der Giftwasserskandal 69 und dann 86 die Störung im Kernkraftwerk.«

»Das wusste ich wirklich nicht.«

»Das weiß jeder hier. Das war der Winter, als alle Vögel gestorben sind.«

»Sie machen Witze.«

»Keinen halben. Die Piepmätze lagen überall rum. Sah ganz schön bescheuert aus und war 'ne Riesensauerei.«

»Was war denn schuld daran?«

»Keine Ahnung. Es heißt nur, dass beim ersten Mal – 69 – 'ne ganze Menge Chemikalien ins Grundwasser gelangt sind. Es gab echt bizarre Symptome in der Bevölkerung. Eine Menge Leute sind durchgedreht und viele der Älteren einfach gestorben. Die Hippies haben dann das Gerücht in die Welt gesetzt, dass es so was Ähnliches wie LSD gewesen sein soll und die ganze Sache ein geheimes Regierungsprojekt.«

»Sie verarschen mich, Jerry.«

»Wenn ich's doch sage. Die Sache 86 war noch undurchsichtiger. 'ne Art Fallout, zumindest für die Vögel. Krieg ich 'ne Zigarette?«

Sie schüttelte ihm eine L&M aus der Schachtel, und Jerry zündete sie umständlich an. Er merkte, dass sie mehr hören wollte, und rutschte wichtiguerisch auf seinem Sitz herum.

»War schon 'ne üble Sache. Es gab auch 'ne Untersuchung,

aber es kam nichts dabei raus, außer dass die Böden hier noch belasteter sind als in der restlichen Gegend. Die Fabrik, die die Sauerei 69 verursachte, gehörte übrigens dem gleichen Typen wie das Atomkraftwerk.«

»Doch nicht etwa van Bergen?«

»Doch«, lächelte Jerry. »Den kennen Sie also noch, was?«

»Wer kennt ihn nicht? Der reichste und mächtigste Mann der Gegend und für ein paar Jahre auch noch Schuldirektor. Ehrlich gelebter Kapitalismus, würde ich sagen.«

»Machen Sie sich da mal keine Gedanken mehr. Van Bergen ist tot. Ermordet. Genau wie die anderen. Ist noch gar nicht so lange her – und seine Tochter sitzt in der Klapse.«

Jerry hielt vor einem Hotel. *El Dorado* stand über dem Eingang, vor der stilisierten Silhouette einer funkelnden Stadt. Gloria sah Jerry lange und ernst an.

»Haben Sie heute Abend schon was vor, Jerry?«

Jerry spielte nachdenklich mit dem Taxameter. »Wie komme ich denn zu der Ehre?«

»Ich glaube, wir sollten uns unterhalten. Ich entschädige Sie auch gerne dafür.«

»Oh, jetzt sind *Sie* aber ein wenig zu zuvorkommend für meinen Geschmack«, wehrte Jerry ab. »Bis heute hat sich Jerry Carter noch von keiner Lady für ein Date bezahlen lassen.«

»Kein Date. Ich bin Journalistin. Ich glaube, Sie haben mir einiges zu erzählen.«

Ein Anflug des Verstehens huschte über Jerrys Gesicht.

»Eben ist der Groschen gefallen. Immer bei der Arbeit, was, Lady?«

»Gloria. Ich heiße Gloria. Ich schreibe für die *Washington Post*.«

Jerry pfiff durch die Zähne.

»Nette Zeitung. Wissen Sie was? Checken Sie ein, schmieren Sie sich ein wenig ... was auch immer ins Gesicht und machen Sie, dass Sie wieder runterkommen. Es ist fast zehn. Ich fahre Sie weiter zum Friedhof.«

»Danke. Bis gleich.«

»Gloria«, grinste Jerry und sah ihr nach. Dann schlug er eine Zeitung auf und blätterte sich durch den Sportteil. »Reporter«, nuschelte er und drückte die Zigarette aus.

* * *

Jemand klopfte an die Scheibe. Abwesend sah Jerry auf. Es war ein Kerl in einer Art Trenchcoat, der für diese Jahreszeit definitiv zu warm war, als rechnete sein Träger mit einem überraschenden Wolkenbruch. Er hatte einen altmodischen Hut in die Stirn gezogen und trug eine verspiegelte Sonnenbrille.

»Sind Sie frei?«, fragte er Jerry.

»Bedaure. Mein Fahrgast ist sich nur eben frisch machen.«

Der Fremde schien zu überlegen, so als ob es ein schlagkräftiges Argument gäbe, dass er dem Taxifahrer entgegensetzen könnte, dann zuckte er die Schultern.

»Rufen Sie mir einen Wagen. Können Sie das tun?«

»Klar doch.«

»Dann werde ich warten.«

»Glauben Sie, dass es regnen wird?«, feixte Jerry. »Wohl kaum vor dem Wochenende.«

Der Fremde verzog keine Miene. »Wer weiß. Vielleicht glaube ich das tatsächlich.« Dann wandte er sich ab und schlenderte auf die andere Straßenseite, während Jerry die Zentrale anfunkte und einen Wagen bestellte. Unter der Markise eines Fischgeschäfts blieb der Mann stehen und sah teilnahmslos herüber. Jerry fluchte. Er wurde das Gefühl nicht los, dass der Kerl ihn anzustarren gedachte, bis entweder er oder Jerry von hier wegfuhr, und wie Jerry die Frauen kannte ... er schaute auf seine Uhr und fluchte erneut. Es war sieben nach zehn.

* * *

Gloria kam aus der Tür getrippelt und stieg ein. Augenscheinlich hatte sie mit hochhackigen Absätzen keine Erfahrung. Das schwarze Kleid, das sie trug, schien Jerry ebenso unangebracht wie der Trenchcoat des Fremden. Es war weder sexy noch konservativ, es war einfach nur formlos und schwarz.

»Können wir?«

»Fahren Sie, Jerry.«

»Gut sehen Sie aus.«

»Lügen Sie mich nicht an, Jerry. Sie wissen, dass niemand gut aussieht, die sich nach einer Gewaltfahrt mit anschließender Wagenpanne in zehn Minuten für eine Beerdigung zurechtgemacht hat. Oder verraten Sie mir, was für ein Parfum man für einen solchen Anlass auflegt?«

»Keinen Schimmer. Das mit Ihrem Wagen hab ich übrigens geregelt, Howard wird ihn sich vorknöpfen. Ihre Sachen bringt er Ihnen ins Hotel.« Jerry lenkte den Wagen aus der Parklücke und fädelt sich wieder in den fließenden Verkehr ein. »Wir sind spät dran.«

»Ich weiß. Wir müssen zum städtischen Friedhof, nicht zum St. Gaiman.«

»Klar. Keine Selbstmörder in geweihter Erde.«

»Wieso sind Sie so sicher, dass mein Freund Selbstmord begangen hat?«

»Ist nur so ein Gefühl.«

* * *

Ausgerechnet der Friedhof war der erste Ort, an dem sie sich zu Hause fühlte. Der schmiedeeiserne Zaun hielt die gleichen Verzierungen und Figuren in sich gefangen wie vor vierzehn Jahren schon. Sie hätte damals wirklich nicht gedacht, dass sie, noch einmal so viele Jahre ihres Lebens später, wieder vor diesem Zaun stehen würde ... die Brombeerranken wucherten wild über

die alten Steine, Lorbeersträucher und Zwergzypressen säumten die Grabmäler und Gräfte.

Stockend lenkte Gloria ihre Schritte über die Schwelle des kleinen Seiteneingangs. Sie betrat den Friedhof nicht zum ersten Mal. Sie war nur zum ersten Mal dabei, wie ein Mensch – oder vielmehr die Erinnerung an einen Menschen, korrigierte sie sich – der Erde überantwortet wurde. Ihre Großeltern waren schon gestorben, als sie noch ganz klein gewesen war, und man hatte das Kind nicht mit auf die Beerdigung genommen – nicht einen Säugling und nicht ein vierjähriges Mädchen, das gerade mit Fieber im Bett lag. Ihre Eltern lebten noch. Onkeln und Tanten hatte sie keine, und noch nie in ihrem jungen Leben war ein Freund von ihr gegangen. Gloria war in der Illusion einer Welt ohne Zeit aufgewachsen.

Es fiel nicht schwer, die Trauergesellschaft zu finden. Es war eine merkwürdige Ansammlung betretener Verwandter, die zu Glorias Erleichterung fast noch deplatziertes wirkten als sie selbst; und dazwischen, hingestreut wie Konfetti nach einer Party, bunt gekleidete Hippies, Freaks, ein oder zwei Gruftis, verwehrte, alterslose, zeitlose Wesen. Ein Mädchen mit einer Blume im Haar spielte *Greensleeves* auf einer Gitarre. Ein dicker Mann mit ungewaschenen Locken stand in der Reihe derer an, die Blumen ins Grab warfen, und niemand außer Gloria schien zu bemerken, dass es ein Hanfblatt war, das er hielt. Zwei Ärzte ganz in Weiß stützten eine verschleierte Frau gleichfalls in Weiß, die schwach am Rande des Grabes stand, und brachten sie dann weg. Eine andere Frau, schwarzhaarig und blass wie eine Statue, stand abseits und schien zu trauern; zumindest schniefte sie unaufhörlich. Einige Stadtstreicher hielten sich in den hinteren Reihen und trugen zerrissene Fracks und Zylinder wie Clowns aus dem Zirkus. Dazwischen erblickte sie flüchtig einen grazil gebauten jungen Mann in gestreiften Beinkleidern und einer Brokatweste, wie man sie im echten Venedig vor vielen hundert Jahren getragen haben mochte. Gloria staunte, war außer sich. Einzig ein großer, schlaksiger Kerl mit einer Dauerwelle, wie sie

seit Mitte der Achtziger mit Ächtung gestraft wurde, kam ihr vage vertraut vor.

»Mein Gott, Marvin«, flüsterte sie. »Wie viele Leben hast du gelebt, während ich meine zweite Halbzeit genommen habe?«

Sie wagte es nicht, in diesen Reigen einzugreifen, da sie ihn nicht verstand; ebenso wenig, wie sie jemals Marvin verstanden hatte oder er sie. Einen befremdlichen Moment lang dachte sie, dass den Menschen all die Dinge, die sie taten, erlebten und vermissten, wahrscheinlich nur deshalb so geheimnisvoll und bedeutsam erschienen, weil sie nicht in der Lage waren, einen Augenblick lang zurückzutreten und den weiten Ozean der Konzepte und Gedanken zu erfassen, in dem sie schwammen wie Treibgut; geschweige denn, die Strömungen, die ihn beherrschten.

Marvin war von ihr davongeschwommen, von ihr und ihrer kleinen Insel.

Ihr Blick ruhte auf dem Sarg, und sie war sich nicht sicher, ob es sie beruhigte oder nur noch mehr verängstigte, dass er leer war. *Sie töten Marvin, einfach indem sie ein Stück Holz in die Erde versenken, eine Palisade, ein Zaun, der ihn aussperrt; wie man einem Vampir den Pflock durchs Herz treibt, den Triumphgesang von Sonne und Leben auf den Lippen.*

»Verrückt, nicht wahr?«, flüsterte ein Mann neben ihr.

Sie drehte sich um und hob prüfend die Sonnenbrille. Der Mann war untersetzt, eigentlich ziemlich dick und atmete in der Hitze schwer. Schweiß stand auf seiner feisten, kleinen Stirn.

»Wer sind Sie?«

»Ein Freund der Familie. Aber dasselbe wollte ich Sie gerade fragen. Sind Sie neu in der Stadt?«

»Ich bin gerade erst angekommen. Sieht man mir das derart an?«

»Es geht so. War der Junge ein Freund von Ihnen?«

»Kann man so sagen. Warum fragen Sie mich aus?«

»Weil das mein Beruf ist«, sagte der kleine Mann und reichte ihr die Hand, nicht ohne zuvor seine Stirn abzutupfen. »McCarthy, Kriminalpolizei. Sie schalten ja sehr schnell.«

»Das ist *mein* Beruf.«

»Sie sind doch keine Detektivin, oder? Ich habe von Privatdetektiven allmählich die Schnauze voll.«

»Beinahe. Ich bin Reporterin.«

»Grundgütiger!«, hauchte McCarthy. »Doch nicht etwa von außerhalb?«

»Sie verstellen sich ziemlich schlecht«, bemerkte Gloria, ein Rat von Fremder zu Fremdem, und zeigte ihm ihren Presseausweis.

»Muss an der Hitze liegen. Würden Sie mir verraten, was Sie hier treiben?«

»Ich wollte an der Beerdigung teilnehmen.«

»Dann werden Sie noch den einen oder anderen Höflichkeitsbesuch absolvieren und uns dann wieder verlassen?«

»Ich kenne hier niemanden sonst. All diese Leute« – sie ließ die Hand unbestimmt über die Kavalkade grotesker Zeitgenossen schweifen – »sind mir unbekannt. Die Grabrede habe ich wohl versäumt?«

»Ja, Sie waren spät dran. Also schön. Wenn Sie was brauchen, wenden Sie sich an mich – und tun Sie mir einen Gefallen, ja?«

»Was?«

»Nicht noch eine von diesen Tod-in-Venedig-Storys. Ich kann sie einfach nicht mehr sehen.«

»Mein Wort darauf.«

* * *

»Was ich brauche, Jerry, ist jemand, der sich *wirklich* in diesem Irrenhaus auskennt.«

»Dann wird nichts aus unserem Date?«

»Seien Sie froh. Ich bin eine furchtbare Gesellschafterin. Ich telefoniere beim Essen, und wenn nicht, dann rede ich nur über mich.«

»Wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, war das eine ziemlich kurze Aufwartung, die Sie Ihrem Freund da gemacht haben.«

»Wieso? Er war schließlich nicht da. Fahren Sie, Jerry.«

»Haben Sie alte Freunde wiedergetroffen?«

»Ich habe keine Freunde in dieser Stadt. Ich habe ein paar Fremde getroffen, einige Obdachlose und einen Drogenhändler.«

»Haben Sie Polizei gesehen?«

»Einen Beamten in Zivil. Was war mit den Ärzten, was machen die hier?«

»Ein Wagen von der Nervenheilstation. Ist gerade vorbeigefahren.«

»Da hatte offenbar jemand Ausgang für den Anlass.«

»Gloria?«

»Ja, Jerry?«

»Sind Ihnen irgendwelche Kerle in Regenmänteln aufgefallen?«

»Nein, wieso?«

»Ach, nur so. Wohin jetzt?«

»Ich habe Sie gefragt, ob es so was wie einen Experten für diese Stadt gibt, der mir helfen kann, einige Dinge geradezurücken.«

»Den gibt es allerdings«, seufzte Jerry. »Ich bringe Sie zu ihm.«

»Danke. Ach, Jerry ...«

»Ja, Gloria?«

»Sie haben recht.«

»Womit?«

»Ich bin selbst für die Toten eine lausige Freundin.«

* * *

LIFELIGHT BESTREITET MITSCHULD AN VOGELSTERBEN

(scar) Direktor van Bergen bestritt in einem gestrigen Interview abermals die Mitschuld seiner Raffinerien an dem weihnachtlichen Massensterben von Singvögeln in der Umgebung des Mourning Creek. »Der Fluss ist sauber, mich trifft keine Schuld«, beteuerte van Bergen. »Fragen Sie die Experten. Außerdem ist ein Störfall aufgrund der neuen Sicherheitssysteme völlig ausgeschlossen.«

Der rätselhafte Umweltskandal war aufgefallen, nachdem mehrere Bewohner der Vororte die selbst für den Winter ungewöhnliche Stille beim Umweltamt zur Anzeige gebracht hatten. Die meisten Tiere hatten sich zum Sterben an die Ufer des Creeks zurückgezogen. In den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr waren die Kadaver überall in der Stadt aufzufinden gewesen.

Direktor van Bergen, der erst vor wenigen Monaten Opfer eines schweren Attentats wurde, mit dessen Folgen er noch immer zu kämpfen hat, geriet abermals in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, nachdem bekannt geworden war, dass die Abwässer des Westkomplexes seiner Werke in den Mourning Creek geleitet werden.

* * *

»Sie brauchen also einen Experten, wie?«

Gloria saß im schwülen Schatten des obersten Stockwerks der Stadtbibliothek, eines viktorianischen Baus aus karmesinrotem Ziegelstein, dessen Dachgeschoss die Hitze des Nachmittags sich trotz der sperrangelweit geöffneten Fenster nicht zu verlassen ent-

scheiden mochte. Es roch nach Leim, altem Papier und Vogelkot aus dem Papageienkäfig, in dem ein selbstverliebtes Pärchen blauer Aras schnäbelte, bewacht von den aufmerksamen Augen eines schwarzen Katers. Der Kater litt unter der Hitze; dem Menschen, auf dessen Schoß er lag, schien sie dagegen nichts auszumachen.

Besagter Mensch war die ihr von Jeremiah angeratene Kompetenz auf dem Gebiet der Lokalhistorie, ein stumpfschwarzer Greis von Farbe und Duft einer alten Kaffeebohne, der mit einem Bartwuchs gesegnet war, den sich manche Männer auf der Brust, aber kaum im Gesicht gewünscht hätten. Er trug zerschlissene Kleidung und saß in einem noch zerschlisseneren Sessel.

»Ganz recht. Ich bin froh, dass Sie etwas Zeit für mich opfern, Mr. Carter.«

»Keine Ursache. Es freut mich, dass mein Sohn an seinen alten Herrn gedacht hat, und ich danke dem Schicksal, dass es Sie vorbeigeschickt hat. Was ist ein Chronist ohne Zuhörer? Ist es nicht das, was Sie suchen? Einen Mike Hanlon, der hier sitzt, schreibt und die Stellung hält?«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen, Mr. Carter.«

»Ach, sagen Sie ruhig Solomon zu mir. Hanlon ist eine Figur Mr. Kings ... ja, ich lese eine ganze Menge von diesem Zeug.« Sehnsuchtsvoll ließ er den Blick über die Rücken seiner Bücher streifen wie ein Sultan über die Gesäße seiner Lieblingsfrauen, die er nie alle würde beglücken können. »Wussten Sie, dass wir eine komplette Ausgabe von Cabells Storisende-Edition hier oben haben?«

»Ich muss gestehen, ich bin besser mit Filmen. Es klingt vermutlich seltsam aus dem Mund einer Frau, die ihre Brötchen mit Schreiben verdient, aber ich lese nicht viel. Schon gar nicht ... solche Literatur.«

Solomon schmunzelte. »Das sollten Sie aber. Es hilft, einige Dinge in dieser Stadt gelassener wahrzunehmen. Verglichen mit den Fantasien eines Lovecraft oder wen immer Sie bevorzugen, ist es doch recht gesittet, was sich dort draußen zuträgt ... Sepulchrate, lass Cora und Clarice in Frieden«, tadelte er den

Kater, der mürrisch mit dem Schwanz seine Schenkel schlug und sich dann auf die Seite drehte.

»Dann verraten Sie mir, was erbärmlicher ist als der Doppelmord an einer jungen Mutter und ihrem Kind. Oder ein Amoklauf in einer Bank. Ich bin Reporterin in D.C., Solomon. Vergessen Sie das nicht.«

»Oh, wie könnte ich«, entgegnete der Alte, und sein wacher Blick schweifte aus dem Fenster, vor dem die Äste einer Birke in einer kaum wahrnehmbaren Brise schwangen wie die Angelrute eines dösenden Riesen. Seine Hand streichelte Sepulchraves Fell.

»Was wollen Sie wissen?«

»Wir könnten bei den Zeitungen beginnen«, schlug Gloria vor. »1969 oder früher, wenn diese seltsamen Vorfälle noch weiter zurückreichen. Ich wittere etwas Großes, Solomon. Ich wittere etwas ganz Großes.«

Solomon grinste. »Die Lesemaschine und die Mikrofiches stehen gleich hier drüben.«

* * *

Mitschnitt des Telefonats aus Zimmer 17 des El Dorado, Mittwoch, 7.9.1994, 23:32 Uhr; Anschluss 500-65156, Washington, D.C.; Schlüsselworte: »Atomkraft«; »Bergen, van«; »Bombe«; »Carter, Solomon«; »Komet«; »Lifelight«; »Sanatorium«

»Es ist unglaublich, Anthony.«

»Was genau meinst du mit ›unglaublich‹?«

»Diese ganze Stadt, Anthony. All die Dinge, die ich als Kind nicht verstanden habe. Ich fange langsam an, das Gesamtbild zu sehen – und es ist groß, Anthony – *sehr* groß.«

»Na gut, Gloria. Überrasch mich.«

»Okay, die Daten ... die Stadt ist alt, sie wurde schon im 17. Jahrhundert gegründet. Eine Menge Briten und Holländer, die sich nach und nach in die Büsche schlugen, um ihre Ruhe vor

der Alten Welt zu haben. Dann taucht Fairwater sporadisch in verschiedenen Texten auf, meist in Zusammenhang mit irgendwelchen Absonderlichkeiten: Marienerscheinungen, verschwundene Menschen, eine angebliche Hexe, die im 18. Jahrhundert ihre Kinder umbringt; solcher Kram eben. Leider gibt das Material nicht viel her. Die Quellen sind unglaubwürdig und nur schwer zu entziffern.«

»Das kriegen wir schon hin.«

»Interessant wird es erst in diesem Jahrhundert. Die Stadt legt sich ziemlich spät Telefonleitungen zu. Es spricht sich rum, dass es sich hier fein leben lässt, wenn man sich nicht an der mehr als dürftigen Infrastruktur und dem feuchten Klima stört. Aber die Flüsse machen vieles wett: Fischfang, Wasserkraft und Dampf für die Fabriken, und eine Zeit lang will sogar jemand Gold in ihnen entdeckt haben.«

»Da kamen dann alle.«

»Richtig. Haufenweise Zuwanderer und mit ihnen das ganze Geld. Der Stadt geht es gut, und sie fangen an, all die Brücken und Denkmäler zu bauen. Jemand muss einen Fetisch dafür gehabt haben. Fairwater überspringt hundert Jahre und mausert sich von einer Art Sleepy Hollow direkt zu einem kulturellen Kleinod, ohne Umweg über die Weltwirtschaftskrise. Als eine der letzten Familien kommen dann die van Bergens. Großväterchen Guido hat mächtig Asche und kauft sich überall ein. Das ganze Land westlich der Stadt und auch die billigen Gebiete im Zentrum, wo wegen des vielen Schlammes und der Mücken sowieso niemand wohnen will. Dort zieht er seinen Familienbetrieb hoch.«

»Was stellt der her?«

»Zuerst verschiedene Haushaltswaren. Dann Grubenlampen für die Bergarbeiter. Vielleicht daher der Name – Lifelight. Ist nicht mehr feststellbar.«

»Ich denke, es gibt keine Bergwerke in dieser Gegend?«

»Kaum noch. Ist auch besser so wegen der Radioaktivität in den Böden. Das Verrückte aber ist, dass mir bis jetzt noch niemand

sagen konnte, was das Lifelight der zweiten und dritten Generation eigentlich herstellt. Geschweige denn, wer die Fabriken heute führt.«

»Veräppelst du mich?«

»Du weißt doch, wie die Leute hier sind, ich hab's dir oft genug erzählt. Klar, sie haben wohl eine Art Aufsichtsrat, der sich ums Geschäftliche kümmert, solange van Bergens Tochter das nicht kann. Sie stellen weiter irgendwelche Maschinen her, und chemische Industrie haben sie auch, Kram, den außer anderen chemischen Betrieben kein Mensch braucht, und dann stellen sie natürlich noch Strom her. Atomkraft. Dutzende von Flüssen in der Stadt, und sie entscheiden sich für *Atomkraft*, weil die Flüsse angeblich zu träge sind und ein Stausee von den Behörden nicht bewilligt wurde, einiger bedrohter Arten in den Wäldern wegen.«

»Das ist doch schon was.«

»Ja, aber das ist auch schon *alles*. Mehr konnte oder wollte mir keiner hier sagen.«

»Immer entspannt bleiben. Du bist erst einen Tag in der Stadt, du bist fremd mittlerweile, und du schreibst. Klar, dass dir niemand was erzählen will.«

»Jedenfalls gab es immer wieder Störfälle in den Raffinerien oder im AKW. Jeder weiß es, aber niemanden kümmert es. Es werden Gutachten erstellt, weggeschlossen und vergessen, und jeder trinkt wieder das Wasser, so als wäre nichts geschehen.«

»Spricht denn etwas dagegen?«

»Sie haben eine erschreckend hohe Kindersterblichkeit und die höchste Rate neuronaler Krankheiten im ganzen Staat. Was meinst du, weshalb sie die psychiatrische Klinik hier eröffnet haben?«

»Haben sie?«

»Das Fairwater Sanatorium. Eine undurchsichtige Anstalt vor der Stadtgrenze. Sehr malerisch, ich habe Fotos gesehen. Aber innen scheint sich seit *Einer flog über das Kuckucksnest* nicht viel geändert zu haben. Das Personal muss völlig inkompetent

sein, hat scheinbar aber viele mächtige Freunde. Es gab immer wieder Verfahren wegen irgendwelcher Verletzungen: des Dienstgeheimnisses, des hippokratischen Eides oder der körperlichen Unversehrtheit der Patienten. Ich versuche, Beweise dafür zu finden, dass eine Menge Misshandlungen vertuscht wurden. Anthony, diese Leute scheinen nur zerstören zu können. Trotzdem wurden sie nie entlassen.«

»Kaum der richtige Ort, um verrückt zu werden. Falls es dafür einen richtigen Ort gibt.«

»Aber gerade hier haben sie diese enorme Ausfallquote. Fantasten aus dem ganzen Land kommen her, nur um hier endgültig auszuticken. Der Tourismus an Spinnern ist fast noch größer als der an Selbstmördern.«

»Erklär mir das.«

»Hubbardianer der ersten Stunde, New-Age-Freaks, Geistheiler, die ganze Palette. Die meisten von ihnen warten darauf, ein UFO zu sehen.«

»Stehen die Chance denn gut dafür?«

»Nicht schlecht, wenn du mich fragst, und hier kommen wir auch wieder zu unserer kleinen Geschichtsstunde zurück. 1910, während des Durchgangs des Halleyschen Kometen, trat eine Gruppe in Erscheinung, die in dem Kometen das Fragment einer untergegangenen Welt sah. Sie machten einen Kult daraus und hielten Rituale in den Sümpfen ab, um die Ankunft der Aliens vorzubereiten, und auf einem der Berge haben sie eine Art Empfangsstation gebaut. Sie wurde dann während eines Gewitters zerstört, ein Blitz schlug direkt in das Ding ein, was immer es war.«

»Was wurde aus den Burschen?«

»Sie wurden alle verhaftet, nachdem sich herausgestellt hatte, dass sie ihre Jünger zu rituellen Selbstverstümmelungen zwangen. Sie schlugen sich Hände und Füße ab, um die Aufmerksamkeit ihrer außerirdischen Götter zu erregen. Ein paar rissen sich ein Auge aus. Höchstwahrscheinlich waren sie alle komplett geisteskrank, aber das kümmerte niemanden zu

einer Zeit, als Freuds eigene kleine Gemeinde noch an sich selbst herumspielte. Den Sektenführer hat man aufgeknüpft – und nun rate mal, wer das designierte Landegebiet dann gekauft hat.«

»Van Bergen.«

»Genau. Kurz darauf gab es eine totale Mondfinsternis, und Anthony, *die Leute sind aus Protest gegen den Kauf auf die Straße gegangen, weil sie es für ein himmlisches Zeichen hielten*. Sie glaubten, die UFOs trieben sich noch irgendwo dort draußen herum und seien sauer, weil man ihre Pläne durchkreuzt hatte.«

»Korrigiere mich, wenn ich mich irre, aber vor den Dreißigerjahren hat doch eigentlich kaum ein Mensch an so etwas wie Raumschiffe gedacht – die größte Sorge der Halleyfürchtigen waren schädliche Kometengase.«

»Ich kann dir auch nicht sagen, wer ihnen den Floh ins Ohr gesetzt hat. Aber genau solche Leute fühlen sich seit über hundert Jahren magisch von der Stadt angezogen. Darüber sagen die Prospekte natürlich nichts, und es ist den normalen Bürgern auch unangenehm.«

»Wie geht es dann weiter?«

»Wart's ab. 1917 erhängt sich ein bekannter Violinist in der Stadt. In seinem Nachlass findet sich zwar der Geigenkoffer, doch darin ist nur ein seltsamer Stein.«

»Ja und?«

»Ein halbes Jahrhundert später, als die Bilder von Armstrong und Aldrin um die Welt gehen, fällt der netten alten Dame, die in ihn und seine Musik verliebt war und den ganzen Plunder aufhob, etwas auf, und sie kramt diesen Stein hervor und schickt ihn nach Florida, und die Leute von der NASA fragen, woher sie den habe. *Denn es war ein Mondstein wie die, die Apollo zurückbrachte*.«

»Ein Meteorit?«

»Keine Spuren, wie sie ein Eintritt in die Atmosphäre verursacht hätte. Außerdem fallen nicht sehr häufig Brocken vom Mond auf die Erde, Anthony.«

»Hm. In Ordnung – und dann?«

»Einige kleinere Dinge; eine Spiritistin 1925, die mithilfe ihres *Ouija*-Brettes ein kleines Mädchen wiederfindet, das sich in den Wäldern verlaufen hatte. Ein uralter Indianer kommt am 6. August 1933 mit verbranntem Gesicht von den Bergen herab und fantasiert von einem überirdischen Feuer, das vom Himmel auf das Königreich des Ostens fällt, die Sonne vom Thron stößt und in Dunkelheit bindet. Kein Mensch kümmert sich darum, alle halten ihn für verrückt. Auf den Tag genau zwölf Jahre später werfen wir die Bombe über Hiroshima ab.«

»Zufall.«

»Wer trifft schon solche Weissagungen?«

»Vielleicht hat ihm ja jemand das Silmadingsda übersetzt.«

»Sehr witzig, Anthony, aber das gab's da noch nicht. Ich habe mittlerweile einen Spezialisten für solche Dinge.«

»Dann halt die Bibel.«

»Ich glaube nicht, dass er lesen konnte, weil er nämlich von Geburt an blind war.«

»Das ist ziemlich starker Tobak. Mit so was setzt du dich schon den ganzen Tag auseinander?«

»Ich habe ein ziemlich schlechtes Gewissen wegen Marvin. Eigentlich bin ich wegen seiner Beerdigung hier, aber er liegt ja nicht einmal in seinem Sarg. Eigentlich weiß ich nicht einmal mit Sicherheit, dass er tot ist. Seine Mutter hat ihn bloß für tot erklären lassen, weil er seit vier Jahren spurlos verschwunden ist und gegen Ende ziemlich depressiv war – und weißt du, was das Schlimmste ist? Es ist Mittwoch, und wir haben Neumond. Marvin hat Mittwoch und Neumondnächte immer gehasst, und seine Mutter hat nichts Besseres zu tun, als ihn an einem solchen Tag zu beerdigen. Armer Marvin.«

»Echt verrückt.«

»Schon, und ich sitze hier und wühle mich durch alte Zeitungsschnipsel und Disketten. Du kannst auch mal schauen, ob du was findest.«

»Mach mal Pause. Wenn diese Dinge seit hundert Jahren geschehen, laufen sie nicht weg.«

»Stimmt. Aber dieser Solomon Carter ist eine wahre Goldgrube. Er versorgt mich mit all dem Zeug, und er hat mir noch mehr versprochen. Es kommt mir fast so vor, als hätte er nur darauf gewartet, dass endlich einmal jemand aufkreuzt, der diese Dinge ebenso seltsam findet wie er selbst.«

»Glück für dich.«

»Glück? Ich weiß nicht. Ach, Anthony ...«

»Mach Schluss für heute und ruf mich an, wenn du mehr hast.«

»Okay – und Anthony ... ich vermisse dich.«

»Mach's gut, Gloria.«

2. Bilder aus Venedig

»Sie sehen schlecht aus heute Morgen«, bemerkte Jerry, als sie einstieg. »Wenig geschlafen?«

»Danke, Jeremiah«, entgegnete Gloria, fiel auf den Rücksitz und kramte nach den Kopfschmerztabletten in ihrer Tasche. »Können Sie damit was anfangen?« Sie gab ihm einen Zettel. *Den Spiegel zerbrechen* stand in schwungvoller, etwas wackliger Handschrift darauf. Jerry besah ihn sich nachdenklich und drückte ihr seinen Kaffeebecher in die Hand. Gloria nahm die Tablette mit einem tiefen Schluck.

»Ist das Ihre To-do-Liste für heute?«

»Es ist ein Zettel, den man heute Nacht unter meiner Tür durchschob«, erwiderte sie kritisch, reichte ihm den Becher zurück und erhielt dafür wieder den Zettel.

»Sie erregen schnell Aufsehen.«

»Es kommt mir ganz so vor. Haben Sie das mit Ihrem Chef und der Bezahlung geregelt?«

»Er meint, kein Thema.« Jerry sah sehr vergnügt aus.

»Sie stehen mir also zur Verfügung?«

»Wann immer Sie wollen. Solange die *Post* alles zahlt.«

»Das wird sie, wenn wir hier fertig sind.«

»Sie müssen denen ganz schön was wert sein.«

»Ich bin nicht die Schlechteste in meinem Job. Behaupten sie jedenfalls.«

»Also wohin?« Jerry schaltete das Radio ein und brachte sie zurück auf die Straße. Allmählich gewöhnte sie sich an den schwitzigen Öl- und Zigaretteruch seines Autos. Sie kurbelte das Fenster runter und steckte ihm und sich eine L&M an.

»Wir fangen in der Altstadt an. Haben die Kneipen dort schon geöffnet?«

»Ja, bloß zu trinken kriegen Sie wahrscheinlich noch nichts Richtiges. Das ist so eine Art Eigenverantwortlichkeitsinitiative, die ihnen die neue Bürgermeisterin aufs Auge gedrückt hat.«

»Ich will mich nicht betrinken. Ich will mit jemandem reden.«

»Wir werden an ein paar hübschen Brücken vorbeikommen. Wenn man mit dem Auto in die Innenstadt will, muss man mittlerweile Wege nehmen wie in diesem antiken Palast ... von dem mein Vater immer ... ach, vergessen Sie's. Einbahnstraßen, Sie wissen schon. Man verliert leicht die Orientierung.«

Gloria sah hilfesuchend aus dem Fenster. »Sie meinen Knossos?«

»Wenn Sie es sagen.«

»Mein Vater ist Grieche.«

»Im Ernst? Sie sehen gar nicht danach aus.«

»Weil ich eine Sonnenlichtallergie habe und mir die Haare färbe.«

»Das Rot ist nicht echt?«

»Bedaure. Und seien Sie froh, dass Sie meinen Nachnamen nicht kennen.«

* * *